

## Jugenderinnerungen aus der Kriegszeit 1870/1871

Autor(en): Ami C. Pettermand

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1933

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/4d9387a1-8183-4be7-8223-02731478e43a>

### **Nutzungsbedingungen**

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

# Jugenderinnerungen aus der Kriegszeit 1870/71.

Von A. C. Pettermand.

Gegen Mitte der sechziger Jahre des verfloffenen 19. Jahrhunderts hatte ich angefangen, in der Zeitung zu lesen. Es waren besonders die kriegerischen Weltereignisse, welche den jungen Basler Kadetten lebhaft interessierten: der nordamerikanische Befreiungskrieg, welcher bekanntlich anno 1865 unter der Präsidentschaft Abraham Lincolns zur Abschaffung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten führte, der französische Feldzug in Mexiko mit der Erschießung des Kaisers Maximilian, Juni 1867; noch mehr aber die Begebenheiten auf europäischem Boden: 1864 die Erstürmung der Düppeler Schanzen mit der Lostrennung Schleswig-Holsteins von Dänemark, 1866 Preußens Sieg über das gleichzeitig auch gegen Italien im Felde stehende Osterreich und zumal der deutsch-französische Krieg von 1870/71 mit der schweizerischen Grenzbesetzung unter General Herzog. Am Freitag abend vor Beginn der Sommerferien 1870 hatten die „Basler Nachrichten“, damals neben dem „Volksfreund“ (der späteren „Nationalzeitung“) das einzige hiesige Tagesblatt, ein Bulletin mit der Kriegserklärung, bzw. der verhängnisvollen Emser Depesche erscheinen lassen. Was gab es da für eine Aufregung in der ganzen Stadt, als am folgenden Morgen, dem „Bündelitag“, das Tambourenkorps Generalmarsch schlagend durch die Straßen zog, um unser Militär unter die Waffen zu rufen! Im alten Zeughause am Petersgraben wurden, theils unter Mithilfe ehrfamer und betagter Bürger, die Kanonenrohre auf die

Laffetten gewunden, und Sonntag nachmittags fand im geschlossenen Kasernenhofe die feierliche Beeidigung der Truppen statt: unser damaliges Halbbataillon Nr. 80 bildete mit der Basler Batterie und der Guidenkompagnie ein großes Karree, Oberst-Brigadier Samuel Bachofen des Rats hielt eine feurig-patriotische Ansprache, und als nach dem Kommando „Räpi ab“ die Eidesformel verlesen wurde, da fuhren einhellig die Schwurfinger in die Höhe, und kaum ein Auge blieb trocken, auch das meinige nicht, der ich als Kadetten-Kommandant auf die Fürsprache des Hauptmanns Friz Merian hin zu dem solennen Akte Einlaß erhalten hatte. Am rechten Rheinufer bei Kleinhüningen gegen das Badische hin wurden Posten bezogen, und man konnte von dort aus ungehindert dem beidseitigen Abbruch der in der Mitte noch als Fähre dienenden Schiffbrücke zuschauen, wie denn überhaupt während der ganzen Kriegsdauer die Landesgrenze, auch gegen das Elsaß hin, für Zivilisten stets passierbar blieb und zwar ohne Paß. Im nahen Städtchen Hüningen hatte die französische Garnison, ein Infanterieregiment und eine Schwadron schwerer Kürassiere in Brustpanzer, großem weißen Mantel und Helm mit Pferdeschweif, wie man sie häufig in der Stadt hatte antreffen können, noch am 15. August (Mariä Himmelfahrt) 1869 zum letzten Male den Napoleonstag mit großer Parade gefeiert; gleich nach Kriegsausbruch jedoch waren die genannten Truppen nordwestwärts abkommandiert worden. Bald hernach und nur für ganz kurze Frist stellte sich ein schmuckes Husarenregiment in Hüningen ein, die letzten Franzosen, welche wir Knaben dort zu sehen bekamen. Von ihren Vorgängern, deren auf den Clairons geblasene Retraite man an schönen Sommerabenden so manches Jahr hindurch im St. Johannquartier hatte hören können, wurden die Kürassiere in der Schlacht bei Wörth von deutscher in einer Hopfenpflanzung postierter Infanterie elendiglich fast bis zum letzten Mann zusammengeschossen, was mir ein Augenzeuge, der preussische Generalleutnant Hann von Weyhern, damals Oberst

der Kavallerie, anno 1902 persönlich erzählt hat mit dem Beifügen, es seien ihm ob dem grausigen Hinmorden der stattlichen feindlichen Reiter und ihrer großen, starken Pferde Tränen über die Wangen gerollt. Derselbe Offizier hatte als Hauptmann in der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866 dem König von Preußen, Wilhelm I., die Kunde überbracht, daß die schlesische Armee des Kronprinzen Friedrich im Anmarsche begriffen sei, durch deren rechtzeitiges Eintreffen bekanntlich der Sieg erfochten wurde.

Nachdem die ersten Zeitungsberichte von den Erfolgen der deutschen Waffen erschienen waren, bemächtigte sich unserer nächsten Nachbarn in den sundgauischen Dörfern eine gewaltige Angst und Bestürzung. Hatte man dort noch kurz zuvor Äußerungen hören können wie die: „Händ numme feini Aengster, 's kumt kei preißische Vogel uf franzesische Bodel!“ so hieß es nun auf einmal: „L'empereur nous a trahi — mer sin verrote und verkäuft.“ Eine wahre Fluchtwelle ergoß sich, besonders auf der Burgfelderstraße und durchs Spalentor, in die Stadt herein: am oberen Petersgraben parkierte eine Menge ländlicher Fuhrwerke, mit allen möglichen Gegenständen beladen: Hausgeräte, Bettzeug, kleine Rinder, ja eiserne Zimmeröfen, denn „der Preis frist O's!“ In Basel hatte man sich auf eidgenössische Einquartierung gefaßt gemacht und eingerichtet; so waren z. B. in unserer geräumigen Glättestube, in welcher schon während des „Preußenputsches“ 1856/57 zwei wackere Luzerner Soldaten aus dem Amte Sursee Unterkunft gefunden hatten, drei Betten aufgeschlagen; sie wurden aber im Siebenziger Kriege nie benützt, da die größeren staatlichen Lokale zur Kasernierung der Truppen ausreichten: das alte Kornhaus, die jezige Gewerbeschule, Ecke Petersgraben-Spalenvorstadt, beherbergte eine Abteilung aargauischer Scharfschützen mit flatternden schwarzen Federbüschen auf den runden Hüten, und in der alten Dominikanerkirche am Totentanz, wo bis zum Neubau am Holbeinplatz die französische Gemeinde ihre Gottesdienste gehalten hat, war eine Schwa-

dron Dragoner untergebracht. Am Abend um 9 Uhr zog eine Bataillonsmusik nebst Tambouren zum Zapfenstreich durch die Hauptstraßen der Stadt, stets gefolgt von einer Schar Erwachsener und Knaben. Der Generalstab mit Oberst Paravicini als Chef hatte seine Bureauz im Stadtkasino am Steinenberg; er war von der Basler Guidenkompagnie eskortiert und dislozierte späterhin nach Olten. Unter Oberst-Divisionär Egloff fand auf der Schützenmatte, dem früheren Schauplatz der alljährlichen „großen Musterung“ und des „Apfelhauens“, eine Truppenrevue statt, zu welcher aus der ganzen Stadt viel Volks hinausströmte, und meines Erinnerns auch General Herzog erschienen war.

Auf den beiden Geleisen der Elsäffer Eisenbahnlinie von der Landesgrenze bei St. Louis bis herauf zum hiesigen Bahnhofe standen während der ganzen Kriegsdauer dicht aneinander gereiht in Wind und Wetter Personenwaggons erster bis dritter Klasse, auch Coupés à lits, welche die Franzosen auf Schweizerboden gebracht hatten, um sie der Benützung durch die Deutschen zu entziehen; sie dienten, weil von niemandem beaufsichtigt, häufig allerlei obdachlosem Volke und lichtscheuem Gefindel als willkommenes Nachtquartier und litten beträchtlichen Schaden. Desgleichen beherbergten die Bahnhof-Kemisen eine große Anzahl französischer, mit Messingblech überzogener Lokomotiven, wie solche auch in den achtziger Jahren noch auf den Eisenbahnlinien Frankreichs kursierten.

Aus der belagerten, mit der Schweiz und speziell mit Basel von alters her befreundeten Stadt Straßburg wurden durch Vermittlung einer schweizerischen Delegation (von Bern und Zürich die Stadtpräsidenten von Büren und Römer, von Basel Staatschreiber G. Bischoff) die halbverhungerten Frauen und Kinder über die Grenze hereingebracht und in Gast- und Privathäusern versorgt, unter anderem im Café Spiz. Als Dankesurkunde hiefür steht unser Straßburger-Denkmal am Zentralbahnplatze. Als die Festung nach langem

Widerstande endlich kapitulierte, erhielt eine große Anzahl französischer Offiziere gegen ihre ehrenwörtliche Erklärung, sich am Kriege nicht mehr zu beteiligen, die Erlaubnis, in der Schweiz Aufenthalt zu nehmen. Ihrer viele ließen sich in Basel nieder und wurden im Herbst zur Teilnahme an der vom Erziehungsdepartement angeordneten und am St.-Alban-graben, damals noch einer recht stillen Straße, stattfindenden Inspektion des Kadettenkorps eingeladen. Da war es mir eine Ehre und Freude, der ansehnlichen Korona meine Mannschaft, „ces petits soldats“, wie die Franzosen uns nannten, zur Bataillonschule vorführen zu dürfen; hernach kam die Artillerie, vier Geschütze, an die Reihe, kommandiert von meinem Freunde Albert Hoffmann, später Dr. med. und Sanitätsoberst bzw. Divisionsarzt. Der Inspektion folgte ein Schlußmanöver auf dem Schlachtfelde von St. Jakob. Beim abendlichen Heimmarsche unter Fackelschein sagte mir Oberst Trueb: „Wenn wir zum Denkmal (damals noch die schlichte, gotische Säule) kommen, so ziehst du den Säbel und stimmst das „Ruffst du, mein Vaterland“ an, was denn auch mit Begeisterung geschah.

Im Spätherbste, Ende Oktober oder Anfang November, brachte mir ein Freund, R. G., die Kunde, es seien die ersten Preußen in Hüningen eingerückt. Wir eilten alsbald hinaus und fanden auf dem weiten Exerzierplaze und in den Kasernen je eine Abteilung fliegende Artillerie und Landwehrrulanen. Letztere führten uns zu ihren Pferden in die Stallungen und gaben uns ihre Lanzen in die Hand. Zum Danke dafür luden wir einen besonders freundlichen Reitersmann in das Hotel de la Cigogne ein, wo er uns Schweizerknaben bei einem Glase Bier aus seinen Kriegserlebnissen erzählte und zu unserer nicht geringen Verwunderung unter anderem beifügte: wenn sie wieder ins Gefecht kämen, so werde der erste Gefallene ihr eigener Leutnant sein, ein adeliger Junker, welcher sie, die bestandenen Männer, wie laufige Schulbuben behandle. Es sollen denn auch, wie es später gerüchtweise verlautete, da

und dort junge deutsche Offiziere mit Schüssen in den Rücken auf den Schlachtfeldern gefunden worden sein.

Den Winter über herrschte bekanntlich große Kälte, der Rhein war von beiden Ufern her bis auf einen ziemlich schmalen Streifen unterm Râpeltjoch zugefroren, so daß man beinahe von einer Eiskruste auf die andere hätte hinüber springen können. Die Zeitungsnachrichten, sowie etwaige Privatbriefe aus dem belagerten und von der Kommune ausgewählten Paris beschäftigten vornehmlich die Gemüter, und des Nachts, außerhalb der Stadt auch tagsüber, konnte man deutlich den Donner der schweren Geschütze von Belfort her vernehmen, ähnlich wie später in den Jahren des Weltkrieges die furchtbaren Rouladen aus dem Elsaß (Hartmannsweilerkopf usw.). Ein großes Ereignis war sodann der Übertritt der französischen Bourbaki-Armee in die Schweiz bei Verrières. Die dort entwaffneten Soldaten, sowie zumal ihre Reit- und Zugtiere, befanden sich in einem überaus kläglichen Zustande, so daß zahlreichen Pferden mit dem Geschirr und Lederzeug auch die Haut vom Leibe fiel, weil sie tage- und wochenlang nicht waren ausgespannt worden, oder daß eines dem anderen aus Hunger die Schwanzhaare abnagte. Manche erholten sich freilich wieder bei sorgfältiger Pflege, die ihnen schweizerische Käufer angeeignet ließen, und man konnte in der Folgezeit da und dort in häuerlichen Gehöften ehemalige Bourbakigäule antreffen, z. B. den flotten Schimmel in der Högler'schen Mühle zu Laufen. In einer kalten Mitternachtsstunde rückten vom Zentralbahnhofe her die für Basel bestimmten Armeetrümmer ein und wurden von unseren Landwehrmännern via Freiestraße, wo wir sie neugierig erwartet hatten, in die Kaserne geführt. Da konnte man sie nun Tag für Tag beobachten und ihnen durch das eiserne Gitter hindurch Tabakpäckchen, Schweizerstumpen (bouts) und andere angenehme oder nützliche Dinge verabreichen. Uns Knaben interessierten außer den Linien Soldaten und Kürassieren besonders die Turkos in ihren „junkten“artigen, weiten roten

Pumphosen und mit der turbanähnlichen Kopfbedeckung. Von Zeit zu Zeit durften die Internierten unter bewaffneter schweizerischer Eskorte einen Spaziermarsch durch die langen Erlen machen; an der Spitze des langen Zuges ritt jeweilen der schon früher erwähnte Oberst Bachofen als Platzkommandant. Erst in vorgerückter Frühlingszeit (1871) konnten die Fremdlinge in ihre Heimat zurückkehren, dankbar für die in der Schweiz genossene Gastfreundschaft.

Ein eigentümliches Geschick hatte es gefügt, daß am letzten Kriegstage, 28. Januar 1871, als der Waffenstillstand eben geschlossen wurde, ein in Basel aufgewachsener Hesse, der als Reserveoffizier am Bündelitag 1870 zu seinem deutschen Armeekorps abgereist war, in Blois durch das Geschloß eines Franktireurs den Tod fand. Als sein Vater, der sogenannte „lange Becker“, Lehrer der deutschen Sprache an der Gewerbeschule neben dem Domhofs (jetzt oberes Realgymnasium im Dewetteschulhause), die Trauerbotschaft empfing, zog er sich mit dem Ausspruch „Das Opfer ist gebracht“ in sein Zimmer zurück und feierte durch einen Hymnus, dessen Abschrift ich noch besitze, die Ankunft seines Sohnes in Walhall.

Die in St. Louis („Burgliber“) und Umgebung zerstreut wohnenden, noch nicht sehr zahlreichen Protestanten pastorierte damals, meines Wissens ganz freiwillig, von Basel aus Pfarrer Hieronymus Buser, bekannt unter dem Namen „Glockeroni“, weil er, wie später Pfarrer Theodor Barth, auf dem Gebiete des Kirchengeläutes Bescheid wußte. In dem Privathause, zu welchem das bescheidene Predigtlokal gehörte, war ein deutscher Landwehrmann einquartiert, der, wie seine Waffenkameraden in Hüningen, auch allerlei Kriegserlebnisse zu erzählen wußte; zum Andenken an unsere kurze Bekanntschaft schenkte er mir eine Patrone von seinem Zündnadelgewehr, die ich jahrelang aufbewahrte, aber, wohl anläßlich einer Schubladenräumung, verloren habe. Andere, schwerere Kriegsenden holten wir Knaben uns eines schönen Nachmittags in Hüningen, wohin aus der Belforter Gegend

her auf Kanalschiffen eine Menge Granatsplitter (éclats d'obus) und ganze, nicht krepierete Geschosse deutscher und französischer Herkunft als altes Eisen transportiert worden waren. Angehindert konnten wir damit unsere Taschen füllen, und schwer beladen, die größeren Stücke auf den Armen tragend, erreichten wir, zuletzt doch eine Strecke weit von deutschen Gendarmen verfolgt, glücklich die Schweizergrenze. Diesseits derselben, wo wir uns vor den grimmigen Dickelhauben sicher wußten, führten wir zu deren Verhöhnung mit den erbeuteten Schätzen auf der Straße, damals noch Pappelallee, ein Regelspiel auf und gelangten dann befriedigt nach Hause. Hüningen war nach dem Kriege mehrere Jahre lang deutsche Garnisonstadt und man konnte, wie früher unter dem französischen Regime, dem Einverzerieren der Rekruten auf der grande place ohne Gefährde zuschauen. Dann aber wurde das dortige Militär anderswohin verlegt, und die mehrfachen Proteste gegen diese Verfügung, die persönlichen Petitionen der Gemeindebehörde an den Kaiser anlässlich seiner Besuche in Straßburg blieben ohne Erfolg, weshalb die leerstehenden Kasernen usw. anderen, friedlichen Zwecken dienlich gemacht wurden.

Einer Gestalt aus unserer elsässischen Nachbarschaft möchte ich hier noch Erwähnung tun, an die sich heute wohl nur noch wenige erinnern werden, die uns Kindern aber einen schreckhaften Eindruck machte, so oft wir ihr, übrigens vor 1870, auf der Straße zwischen St. Louis und Hüningen begegneten. Es war dies ein Mann mit grauem Haupthaar und Vollbart, der sich, auf einem kleinen vierrädrigen hölzernen Wägelchen sitzend, mittelst zweier gespizter Bengel verhältnismäßig ziemlich behende vor- und rückwärtsbewegen konnte, ein Kriegsinvalide aus der Zeit Napoleons I. Er hatte dessen Feldzüge mitgemacht und dabei beide Beine bis zum Oberschenkel verloren. Durch Anbetteln der Sonntagsspaziergänger erwarb er sich seinen Lebensunterhalt. Empfang er aber den erwarteten „Sou“ nicht, so hub er mit lauter

Stimme ein Fluchen und Lästern an, darob einem schon bange werden konnte.

Anno 1866 war der einstige Kommandant der Basler Standesstruppe in der Blömlikaferne am Steinenberg (jest Areal des Stadttheaters und der Kunsthalle), General Lukas von Mechel, mit seiner Familie von Chur her in seine Vaterstadt heimgekehrt. Er hatte als Chef der Schweizerregimenter in neapolitanischen Diensten gegen Garibaldi gekämpft, in einem Treffen seinen ältesten Sohn verloren, was ihm über Nacht das dunkle Haupthaar bleichte, und mußte nach der Kapitulation der drei Monate lang mutig verteidigten Seefeste Gaeta und dem endgültigen Zusammenbruch des Königreichs beider Sizilien (Franz II.) den schänden Andank der Bourbonen erfahren; nicht einmal seinen wohl verdienten Ehrensäbel vermochte er aus dem Ruin seines Eigentums zu retten; sogar Steine wurden der Familie nachgeworfen, als sie im Mietwagen Neapel verließ. Hier in Basel wohnte er als kranker Mann bis zu seinem Hinschiede 1871 im Hause Nr. 9 Holbeinstrasse. Da ich mich im humanistischen Gymnasium mit seinem älteren Sohne aus zweiter Ehe (von Jenatsch) angefreundet hatte, durfte ich je und je an seinem Krankenbette sitzen und seinen Kriegserzählungen lauschen. Die gleiche Vergünstigung wurde auch einem anderen Schulkameraden, dem oben erwähnten, jest noch lebenden R. G. zuteil. Dieser war einerseits damit unzufrieden, daß ihn sein Vormund, der ehemalige Missionar und Bürgerspitalsparrer Huber, gegen seinen Wunsch und Willen zum humanistischen Studiengange zwingen und ihm den Weg zum Polytechnikum verlegen wollte; andererseits steckte in ihm ein überaus mächtiger Zug zum Militärwesen, welcher durch den persönlichen Verkehr mit General von Mechel, sowie durch die Geschehnisse des deutsch-französischen Krieges genährt wurde. Ob schon er damals eher zu deutsch-freundlicher Gesinnung neigte, faßte er im stillen den Plan, sich durch die deutsche Front hindurch zu schleichen und sich auf französischer Seite als Frank-

tireur engagieren zu lassen; denn nur so konnte er als Minderjähriger hoffen, überhaupt aktiv in den Krieg zu kommen. Da er eines Morgens in der Schule (I. Klasse des damaligen dreiklassigen Pädagogiums, jetzt oberes Gymnasium) fehlte, ging ich, den Grund der Absenz ahnend, nachmittags zu seiner an der Wallstraße wohnenden verwitweten Mutter, welche in großer Besorgnis schwebte und das Verschwinden ihres Sohnes bereits amtlich angezeigt hatte. Was derselbe auf seiner Kriegserkursion erlebte, das zeichnete er mir 1½ Jahre hernach auf, und mit seiner Erlaubnis gebe ich es hier zum Abschlusse meiner jugendlichen Reminiszzenzen in möglichst wortgetreuer Abschrift wieder. R. G. schreibt:

„Im November 1870 fühlte ich verbunden mit dem Wunsche, meinen militärischen Neigungen Gestalt zu geben, eine merkwürdige Reiselust.

Nachdem ich am vorhergegangenen Abend meine Karten und Schriften bereit gelegt hatte, machte ich mich an einem schönen Freitagmorgen mit einem Stück Brot im Sack und Fr. 1.50 Rp., was ich für bis nach Belfort genügend erachtete, auf den Weg nach St. Louis. Mein Plan war also, mich womöglich nach Belfort hineinzuschleichen oder, wenn dies unmöglich, alsdann Franktireur zu werden. Ein, wie ich dachte, glücklicher Zufall wollte, daß ich gerade ein halbes Regiment Preußen zum Abmarsche nach Altkirch bereitstehend fand; ich ging sofort mit. Sie marschierten mir aber zu langsam, weshalb ich vorauseilte; und bald hatte ich Häfingen und Nieder-Ranspach hinter mir. Meine sehnächtigen Blicke hatten rasch einen Wagen erschaut, binnen kurzer Frist erreichte ich ihn und erhielt die Erlaubnis, mitfahren zu dürfen. Der Fuhrmann war nicht gut auf die Preußen zu sprechen, da sie ihn gezwungen hatten, von Ranspach bis St. Louis und retour bis Ranspach zu fahren. Ich unterstützte ihn in seinen Verwünschungen und bereitete ihm durch Eröffnung meines Planes große Freude. Plötzlich machte ich ihn auf fünf Alanen, die hinter uns drein galoppierten, aufmerksam,

worauf er in einer Vertiefung der Straße links gegen ein Gehölz abshwenkte, um auf Umwegen nach Ballersdorf zu gelangen. Dort hörten wir am Mittagessen, die Allanen hätten auf ihrer Durchreise nach einem Wagen gefragt. Um zwei Uhr giengs weiter. Hinter Altkirch, welches keine Preußen besetzt hielten, mußte ich nach herzlichem Abschiede von meinem Freunde zu Fuß weiter wandern. Bei Sonnenuntergang hatte ich Dannemarie erreicht; daselbst steckte alles voll Preußen. Nach kurzer Besichtigung des gesprengten Viadukts marschierte ich weiter über den Rhonekanal; von dort an spricht man überall französisch. Die Dunkelheit nahm nun rasch überhand, und ich mußte eilen, um abends 8 Uhr in Fouzsmagne einzutreffen. Jetzt hörte ich, was mich jedes Mal freudig durchzuckte, dann und wann einen dumpfen, erschütternden Knall von Belfort her. Ich trat in ein Haus, wo ich Licht erblickte, und war bei Wein und Brot bald in ein geistreiches Gespräch mit der schönen Wirtstochter über Kartoffelschälen vertieft, wobei sie mich jedoch öfters lachend korrigierte. Es war schon 11 Uhr, als ich mich verabschiedete, um meinen Weg fortzusetzen. Bald aber mußte ich meine Absicht aufgeben, da der Weg über ein mit zahlreichen Sümpfen und Seen besätes Feld führte, was mir bei nur schwacher Beleuchtung nicht behagte. Ich sah mich nach einem Nachtquartier um; mit Geld konnte ich keines aufreiben, da ich wenige Augenblicke zuvor meiner Kassa beinahe den Todesstoß gegeben hatte. Daher kroch ich unter einem Scheumentor hindurch auf einen Karren zum Schlafen. Doch das hielt schwer bei der empfindlichen Kälte und auf dem ungewohnten „Rissen“. Die ganze Nacht hindurch donnerte es lebhaft von Belfort her, und dazu fing es an, tüchtig zu regnen. Bei diesem Wetter, dachte ich, kannst du am ehesten hoffen, in die Festung zu gelangen, und brach daher wieder auf. Nach einer halben Stunde befand ich mich in der Nähe von Frais und konnte dessen Häuser kaum unterscheiden. Ich trat auf den verbarrikadirten Eingang des Dorfes zu. „Wer da?“ tönte es und

zwei Pickelhauben zeigten sich. ‚Gut Freund‘ war meine Antwort, und ich wurde in Empfang genommen. Ich gab vor, ich wolle aus Interesse an den Belagerungsarbeiten nach Bessoncourt gehen und dort das Weitere sehen. ‚Das werden Sie auf jeden Fall sehen‘, lautete der Bescheid, und ich durfte passieren. Gewehrpyramiden vor der Mairie zeigten mir, daß das Dorf ziemlich stark besetzt war. Auch der Posten hinter dem Dorfe ließ mich passieren. Nun ging's rasch weiter gegen Bessoncourt, welches ich nach Durchquerung eines großen Waldes auf einer Anhöhe mir gegenüber erblickte und dahinter mit Mauerwerk gekrönte Berge. Ich hielt nun stille, um meine Kleider ein wenig instand zu setzen, sah aber vom Dorfe her drei Mann gegen mich kommen, welche mich als verdächtiges Individuum zum „Laitenant“ bringen wollten. ‚Mit Vergnügen‘, sagte ich, ‚komme ich mit.‘ An einigen Strohzelten vorbei führten sie mich in's erste Haus links, allwo ein Unteroffizier mit großem Schnurrbart sein Wesen trieb. Der examinierte mich scharf und war der gleichen Meinung, wie seine Soldaten: ich sei Spion oder doch ein verdächtiges Individuum, sonst hätte ich keine so guten Karten; für meine Worte gebe er mir nicht viel, ich müsse einfach zum „Laitenant“. Zuerst durfte ich mich noch mit dem Inhalte eines großen Kruges inniger vertraut machen, worauf ich, begleitet von einem Landwehrmanne, der mir zusprach, die Wahrheit zu bekennen, zum Leutnant ging; derselbe logierte inmitten des Dorfes. Hier hatten die Granaten ordentlich gehaust, fast kein Dach war ganz geblieben und die Straße mit Schutt bedeckt oder aufgerissen. Vor der Mairie lagen zwei tote Pferde. Auch hielten dort zehn Allaner hoch zu Ross. Als ich ins Zimmer eintrat, störte ich den Leutnant mit seinem Fähdrich am Frühstück, welches aus Kaffee und Butter mit Salz bestand. Er war in guter Laune, hieß auch meine Schriften gut und lachte sehr beim Anblicke meiner Schulhefte: ‚Sie sind ja eben aus der Schule fortgelaufen, Sie sind in der Quarta‘, sagte er mir und fragte mich vielerlei über die Zu-

stände in Basel. Endlich sprach er: „Na, gehen Sie wieder in Ihre Schweiz, der Krieg ist kein Spaß; drum seien Sie froh, in meine Hände geraten zu sein!“ Mit Freude, und doch sehnsüchtige Blicke nach Belforts Hügeln werfend, schied ich aus dem Dorfe und ging bis in den Wald zurück. Dort aber bog ich rechts ab und strebte jetzt dem Eisenbahndamme entlang nach der Festung. Ungesehen erreichte ich ihn und rückte an seiner Seite vor, bis ich vor mir Infanterieposten sah und hinter mir auf dem Damme eine Abteilung der mir bekannten Alanen. Ohne mich länger zu besinnen, bog ich links in ein Wäldchen ab und, einen Fußweg verfolgend, gelangte ich, vorsichtig umher spähend, nach St. Croix. Dort begegnete ich einer großen preussischen Infanteriekolonnen, an deren Spitze vier höhere Offiziere, von Alanen begleitet, ritten. Der Zug führte viele Wagen mit sich und hatte, wie es schien, den Dörfern jenseits des Kanals einen Besuch abgestattet. Mich beachteten sie offenbar gar nicht, worüber ich sehr froh war. Ungehindert kam ich an den Kanal und trachtete längs desselben gegen Montbéliard und Besangon vorzurücken; einmal, dachte ich, müsse ich doch auf Franzosen stoßen. In Feschet, noch eine Stunde von Montbéliard, erfuhr ich, daß die Preußen Montbéliard besetzt hielten und niemanden wieder hinaus ließen, ferner, daß in Audincourt und Pont de Roide Zouaves, Gardes mobiles und Franktireurs saßen. Sofort ließ ich Montbéliard rechts liegen und wollte über Etupes, Erincourt auf Audincourt zu. Etupes und Erincourt liegen auf einem Hügelrücken, dann geht's links hinunter an den Doubs und nach Audincourt. Ich sah nun dreißig Alanen gegen Etupes hinanreiten und beschloß, sie zu beobachten. Ich bestieg zuerst den Hügelrücken und ging auf seinem Grat gegen das Dorf vor. Als ich daselbst eintraf, befanden sich die Alanen im Trab gegen Erincourt. Nun wollte ich vor ihnen in Audincourt sein und eilte deshalb statt im Bogen über Erincourt geraden Weges über Felder und Bäche gegen Audincourt. Etwa zweihundert Schritte vor dem Dorfe ge-

langte ich wieder auf die Chaussee. Ruhig schritt ich auf das Dorf zu. Eine Frau fragte mich dort, wer und woher ich sei, worauf ich sagte, ich sei ein Schweizer, Bâlois, und wolle mich *laisser engager*. Sie mußte Badois verstanden und dies gleich an Ort und Stelle vermeldet haben. Als ich nämlich vor der gesprengten Brücke über den Doubs etwas betroffen stille stand, wurde ich sofort von Blousiers umringt, welche mich mit mißtrauischen Blicken betrachteten und fragten, was ich hier zu schaffen habe; ich sei Spion, Deserteur usw. Ich erzählte meine bisherigen Schicksale und meine Absicht, Franktireur zu werden. Der Maire, welcher sich ebenfalls dabei befand, nahm mich nun sogleich mit sich und bewirtete mich vorerst reichlich in seinem Hause, vor dem eine Barrikade errichtet war. Sodann prüfte er meine Schriften und meine Hefte, von welchen er keine Silbe verstand, und wies mir ein großes Zimmer zum Schlafen an. Hier konnte ich endlich wieder etwas ausruhen und über meine Lage nachdenken. Am selbigen Abend wurden fünf deutsche Mannen, welche durch das Dorf sprengten, durch einige Franktireurs, welche aus einem Hause auf sie schossen, vertrieben. Von meinen Fenstern aus konnte ich auch die Verschanzungen der Gardes mobiles und Franktireurs auf einem Hügel gerade jenseits des Flusses bemerken. Nach herrlichem Schlafe und ebenso herrlichem Gabelfrühstücke trat ein Franktireurkapitän herein, examinierte meine Schriften und führte mich in einem Rahne über den Fluß zum Maire von Valentigny, der am Fuße jenes Hügels wohnte. Dort hieß es, man habe hier keine Waffen, ich müsse nach Valentigny hinein, wohin ich auch einen Empfehlungsbrief an den Kapitän Rollet der Mobsiles erhielt. Obschon Valentigny besetzt war, gelangte ich, ohne einen französischen Soldaten gesehen zu haben, von einem Bauern geführt in das Hotel, worin die Herren Offiziers logierten. Beim Eintritt in das Haus duftete es so herrlich nach gebratenen Hähnchen, daß ich diese schon für mich gebraten wähnte. Allein als ich drei Stunden lang auf sie ge-

wartet hatte, erschienen sie erst nicht, sondern Monsieur Rollet und drei junge Offiziere der Mobiles mit klirrenden Säbeln, um sich am Billard zu ergötzen. Ich präsentierte mich. Nach Besichtigung meiner Schriften und manchen anerkennenden Bemerkungen hieß es, ich sei Schweizer und könne darum nicht Mobilgardist werden, sondern solle nach Mathey oder Pont de Roide, um als Franktireur einzutreten. Da ein verwundeter Artillerieleutnant eine Kompagnie Mobiles nach Mathey führte, lud er mich ein, mit ihm zu fahren, was ich, mehr an meinen Magen denkend als an meine Umgebung, dankend annahm. Wir begegneten einem Bataillon Zouaves in ihren weiten Hosens mit weißen Überzügen. Viele hatten Laibe Brot an das Gewehr (nicht an das Bajonett) gespießt oder mit Schnüren auf ihren Rücken befestigt. Endlich gelangten wir an besetzten Rebbergen und zerstörten Brücken vorbei nach Mathey, von wo das Wägelein, auf dem wir gefahren waren, mit meinen Karten und Schriften, welche ich unter einem Rissen verborgen und hernach vergessen hatte, nach Valentigny zurückfuhr. In Mathey verlor ich den Artillerieleutnant und wollte nun nach Pont de Roide. Unterwegs begegnete ich Lyoner Gardes und folgte ihnen instinktmäßig nach Mathey zurück. Jetzt wurde ich vor einen Franktireurhauptmann geführt, einen alten, kleinen und furchtbar mißtrauischen Mann, der, nach meinen Schriften forschend, fragte: ‚Avez-vous de l'argent et des papiers?‘ ‚Monsieur Rollet‘, antwortete ich, ‚a mes papiers, et voici mes derniers cinquante centimes‘. ‚Ah‘, sagte er zu einem großen Franktireur, der eine Hahnenfeder auf seinem Hute trug, ‚Charles, menez cet homme chez caporal X.‘, welcher den Polizeiposten kommandierte. Dorthin wurde ich Sonntag abends verbracht und saß daselbst inmitten lustiger Soldaten, traurig an meine Lage denkend. Der Kapitän kam nochmals und sagte, ich sei espion ou déserteur; ich müsse hier bleiben, bis man Weiteres über mich beschlossen habe. Als er fort war, sagte mir der Sergent, er fürchte für mein Leben; er fragte mich, wer ich sei, und riet

mir, nach Bälle zu schreiben, worauf ich mich nach Vertilgung von drei Portionen Suppe gleich ans Werk machte. Die Nacht mußte ich bei den Mobbiles in einer Scheune zubringen, wo ich an einen Fluchtversuch dachte; doch gab ich den Gedanken daran wieder auf, da sonst alles auf dem Spiele gestanden wäre. Bald darauf kamen Zouaves vorüber, welche bei Montbéliard ein Gefecht bestanden hatten und teils blutig, teils zerrissen waren. Am Montagmorgen hörten wir lebhaftes Gewehrfeuer von Audincourt, und alle Mannschaft außer einer Kompagnie Mobbiles marschierte ab. Vergebens erneute ich meine Bitte um Aufnahme als Franktireur. Dann aber benützte ich rasch einen Augenblick der Verwirrung und eilte über eine verbarrikadierte Brücke gegen Pruntrut, wo ich nach langem Marsche abends ankam, um gleich, vom Hunger und von der Kälte geplagt, weiterzulaufen. In Courtauvan besuchte ich die katholische Messe, um nur einige Stunden an der Wärme zu sein; einige weitere Stunden brachte ich auf einem Brett in einem Holzschuppen schlafend zu. Dienstag morgens fünf Uhr wieder von der Kälte fortgetrieben und teils fahrend, teils laufend, langte ich, halb verschmachtet in meinem lieben Basel an. Meine Reiselust ohne Geld war mir vergangen."

Der damals 17jährige Ausreißer hat mir später lebhaft geschildert, wie froh und dankbar er gewesen sei, als er auf seiner Heimflucht an der Landesgrenze den ersten schweizerischen Dragoner im Raupenhelme (Landwehr) erblickt habe. Zu seiner Auffindung war inzwischen von Basel aus bereits an das deutsche Hauptquartier depeeschirt worden, und im Pädagogium machte das erste Wiedererscheinen des geflüchteten „Franktireurs“ bei Lehrern und Schülern gewaltige Sensation. Seine ungewöhnliche Energie brachte es zuwege, daß er seines bisherigen Vormundes, „weil zu altertümlich“, entledigt wurde, und ein jüngerer, weitsichtigerer Verwandter (Imhof) dieses Amt übernahm. Unter dessen freundlicher Obhut sah R. G. seinen Berufswunsch in Erfüllung gehen:

er kam zunächst in die Lehre zu Mechaniker Buser in Gelterkinden, von wo aus er mir unterm 19. April 1872 seine obigen Kriegsaufzeichnungen zustellte, und bezog hernach das eidgenössische Polytechnikum in Zürich, um sich dort zum Ingenieur auszubilden. In seiner Militär-Karriere hat er es bis zum Major der Festungsartillerie gebracht, während ich, obschon nach Absolvierung der Rekrutenschule anno 1875 zur Offiziersausbildung vorgeschlagen, nach damaliger Praxis zu meinem Bedauern als stud. theol. die Uniform endgültig ablegen mußte. Erst der Weltkrieg 1914—18 brachte mich an der Landesgrenze zu Kleinhüningen und am Otterbach wieder in nähere Beziehung zum Militärwesen und ließ mir alte Erinnerungen, wie die hier mitgeteilten, aufs neue lebendig werden; möchten sie die letzten kriegerischen bleiben!

---